

Emmanuel Carrère: Yoga

Literaturklub Sindelfingen am 20.4.2026

Emmanuel Carrère: Familie und Lebenslauf

Emmanuel Carrère ist in Paris geboren und dort mit zwei Schwestern aufgewachsen. Er stammt aus einer in Frankreich sehr bekannten Familie. In seinem neuesten Buch „Kolkhoze“ (2025), in dem er die Geschichte seiner Familie erzählt, nimmt das Leben seiner Mutter, Hélène Carrère d'Encausse, einen breiten Raum ein, „meine berühmte Mutter“ nennt er sie an einer Stelle in „Yoga“. Sein Vater, Louis Carrère, ein französischer Versicherungskaufmann, stand immer mehr im Hintergrund und im Schatten seiner Frau.

Exkurs: Die Mutter

Die Familie von Hélène Carrère d'Encausse stammt aus Georgien. Ihr Vater war als junger Doktor der Philosophie und Nationalökonomie aus Georgien geflohen, als die Rote Armee dort einmarschiert war. In Paris lernte er seine zukünftige Frau kennen, eine deutsch-russische Adlige. Die Tochter Hélène, also die Mutter von Carrère, 1929 geboren, wuchs auf als Staatenlose und zunächst mit Russisch als Muttersprache. Erst mit der Volljährigkeit wurde sie französische Staatsbürgerin.

Sie machte eine absolut erstaunliche Karriere. Sie studierte Geschichte, wurde Professorin und Expertin für Osteuropa und schrieb mehr als 30 Bücher. Schon 1978 sagte sie in einem ihrer Bücher den Zerfall der Sowjetunion voraus. Sie war Beraterin der französischen Regierung, Abgeordnete im Europaparlament und hatte unzählige andere Ämter.

Sie wurde auch in die hoch angesehene und ehrwürdige „**Académie française**“ gewählt und war damit eine der 40 „Unsterblichen“ – so nennt man die Mitglieder dieser Institution, die sich seit 4 Jahrhunderten der französischen Sprache widmet und deren Entwicklung fortlaufend dokumentiert

1999 wurde Hélène Carrère d'Encausse schließlich an die Spitze dieser legendären Institution gewählt, als erste Frau seit der Gründung im 17. Jahrhundert und als erste Nicht-Muttersprachlerin. Es ist ein lebenslanges Amt, und sie übte es bis kurz vor ihrem Tod mit 94 Jahren aus.

Zurück zu Emmanuel Carrère. Nach dem Studium der politischen Wissenschaften und zwei Jahren Militärsatzdienst in Indonesien begann er zu schreiben, als Filmkritiker und Journalist, dann als Schriftsteller. Bis 2000 schrieb er mehrere Romane, dann wendete er sich von der Fiktion ab und schrieb nur noch mehr oder weniger autobiographische Bücher. Er drehte auch Filme und schrieb mehrere Drehbücher. In all diesen Bereichen erhielt er zahlreiche Preise.

Eines seiner autobiographischen Bücher mit dem Titel „Ein „russischer Roman“,“ erschienen 2007, erregte großes Aufsehen. In diesem Buch beschreibt er unter anderem das Schicksal seines Großvaters, jenes Intellektuellen aus Georgien mit zwei Dokortiteln, der in den 20er Jahren nach Paris geflüchtet war. Um sich und seine Familie über Wasser zu halten, musste er zeitweise Taxi fahren. Als im 2. Weltkrieg die Deutschen Frankreich besetzt hatten, arbeitete er als Übersetzer beim Deutschen Wirtschaftsdienst, da er fünf Sprachen beherrschte, darunter auch deutsch. Nach der Befreiung Frankreichs verschwand er spurlos, sehr wahrscheinlich wurde er von der Résistance, der

französischen Widerstandsbewegung, umgebracht, weil er für die deutsche Besetzung gearbeitet hatte. Ein Racheakt, wie es damals viele gab.

Die Veröffentlichung dieser Geschichte entfachte eine breite öffentliche Debatte über den Umgang mit der Vergangenheit, insbesondere mit der Zeit der deutschen Besetzung. Soll man verschweigen, was geschehen ist, oder ans Tageslicht bringen? Dies ist auch der Beginn eines jahrelangen Zerwürfnisses zwischen Emmanuel Carrère und seiner Mutter. Für sie war es ein Verrat, sie hatte dieses Kapitel ihrer Herkunft bis jetzt stets verschwiegen und wollte es für immer begraben wissen.

Auch nach dem Erscheinen von „Yoga“ gab es ein großes Medienecho, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Die Berichterstattung, an der sich die Tageszeitungen im In- und Ausland und auch die Skandalblätter beteiligten, zog sich über Monate hin.

Yoga

I. Das Gehege

Zum Titel: In der Yoga-Literatur findet man oft das Bild eines gezähmten Büffels in einem Gehege. Genauso soll durch Yoga der menschliche Geist gezähmt werden und zur Ruhe kommen, durch Meditation kommt er in ein Gehege. Hier ist mit dem Gehege auch das Seminarzentrum gemeint.

So fängt das Buch an:

Text 1

Da ich ja irgendwo anfangen muss mit diesem Bericht über die vier Jahre, in denen ich versucht habe, ein heiteres feinsinniges Büchlein über Yoga zu schreiben, in denen ich mit so wenig Heiterem konfrontiert war wie dem Dschihad-Terrorismus und in eine so tiefe Depression verfiel, dass ich vier Monate lang in der Psychiatrie Sainte-Anne stationiert war, da ich also irgendwo anfangen muss, entscheide ich mich für diesen Morgen im Januar 2015, an dem ich mich beim Zumachen meiner Tasche fragte, ob ich vielleicht doch mein Telefon mitnehmen sollte, das ich allerdings dort, wo ich hinfuhr, sowieso würde abgeben müssen. Ich entschied mich für die radikale Variante. (...)

Es war nur ein Katzensprung zum Zug am Pariser Bahnhof Bercy. Ich verbrachte die Fahrt - anderthalb Stunden – damit, meinen Blick und meine Gedanken umherschweifen zu lassen. Auch wenn ich nicht recht wusste, was genau, erwartete ich doch sehr viel von diesen kommenden zehn Tagen. (p.9/10)

Der Autor fährt also zu einem Yoga-Seminar im Morvan, das ist eine wenig besiedelte karge Waldgegend im Massif Central in Zentralfrankreich. Nach der Ankunft in einem völlig abgelegenen Gehöft, das als Seminarzentrum dient, sitzt er mit den anderen Neuankömmlingen in einem Raum, Männer und Frauen getrennt. Er schaut sich die Leute genau an und beschreibt sie in seinem leichten und ironischen Ton

Text 2

Um mich herum sitzen etwa 30 Männer, in deren Gesellschaft ich ebenfalls sitzen und zehn Tage lang schweigen werde. Alle Altersgruppen sind vertreten, von zwanzig bis, ich schätze, siebzig. Auch an sozialer Herkunft ist alles dabei. Auch ein paar leicht erkennbare Prototypen wie der naturliebende Gymnasiallehrer, der gerne campen geht und Vegetarier ist, der junge Mann mit Dreadlocks und Andenmütze, den man bei den „No-Border“-Aktivisten in Calais finden könnte, wo ich kürzlich eine Reportage gemacht habe, der Physiotherapeut oder Osteopath, der Kampfkünste praktiziert; aber auch andere, die ebensogut Geiger wie Schalterbeamte bei der Bahn sein könnten, schwer zu sagen. (p.13)

Der Ich-Erzähler ist sich nicht sicher, was ihn erwartet. Es ist ein Vipassana-Zentrum, die strengste Form von Yoga, das „Nordkorea des Yoga“ nennt er es: 10 Tage Schweigen, ab 5 Uhr morgens täglich mehrere Stunden meditieren, kein Handy, kein Fernsehen, keine Bücher, ein Zimmer wie eine Mönchszelle, wobei man mit ein wenig Glück auch ein Einzelzimmer bekommt.

Solche strengen Vipassana-Zentren gibt es auch in Deutschland, ein großes Seminar-Zentrum z. B. im Schwarzwald. Alle Yoga-Formen zusammengenommen gibt es in Deutschland ungefähr 300 Orte für mehrtägige Seminare, 8000 Yoga-Studios für einzelne Kurse und laut KI machen ungefähr 10% der Bevölkerung Yoga.

Dann geht es ans Ausfüllen eines 8-seitigen Fragebogens. Auf diese Weise erfahren wir, dass er in zweiter Ehe verheiratet ist und eine Tochter hat, außerdem zwei erwachsene Söhne aus erster Ehe. Sein Leben ist in einer guten und stabilen Phase, er ist ein erfolgreicher Schriftsteller. Er macht seit 20 Jahren Tai-Chi und Yoga und hat, im Gegensatz zu früher, jetzt keine depressiven Phasen mehr.

Im Folgenden beschreibt er den Verlauf des Seminars und - parallel dazu – seine eigene Yoga-Philosophie. Für ihn ist Yoga viel mehr als eine gesundheitsfördernde Gymnastik. Für ihn ist Yoga vor allem ein Zur-Ruhe-Kommen des Geistes, der ständig in Bewegung ist und ununterbrochen irgendwelche Gedanken, Bilder oder Gefühle produziert. Durch Yoga oder Meditation entsteht eine Ruhepause und insofern ist für ihn beides dasselbe. Wenn der Geist zur Ruhe kommt, hört man auch auf, sich ständig mit sich selbst zu beschäftigen. Diese Ichbezogenheit wirft sich der Ich-Erzähler ständig vor und hält sie für seinen schlimmsten Fehler.

Text 3

Ich beschäftige mich vor allem mit mir selbst. Sicherlich zu viel. Eine etwas altmodische Anstandsregel verbietet es, einen Brief mit „ich“ zu beginnen. Ich täte gut daran, sie zu befolgen, sowohl im Leben als auch in meiner Arbeit. (...) Simone Weil (eine französische Philosophin) sagte einmal: Letzten Endes gibt es ziemlich wenig Leute, denen klar ist, dass es auch noch andere gibt. Die sich ganz einfach dessen bewusst sind, dass es die anderen gibt. Die Meditation soll uns das bewusst machen. Tut sie es nicht, bleibt sie etwas zwischen mir und mir und ist zu nichts nütze, sondern nur eine weitere narzisstische Marotte. Ich

habe plötzlich Angst, dass sie, zumindest für mich, nur eine weitere narzisstische Marotte ist. Und das macht mich traurig. (p.103/104)

Es ist typisch für Emmanuel Carrère, dass er das gerade Gesagte auch wieder einschränkt. Er möchte zwar mehr innere Ruhe finden, deshalb ist er hier, aber sein Ziel ist keinesfalls, die totale Ruhe und Leere des Geistes zu erreichen, von der die großen Yoga-Lehrer sprechen und die sie Erleuchtung nennen. Diese „eisigen Berggipfel“, wie er es in seiner flapsigen Sprache nennt, verlocken ihn nicht, er möchte auf mittlerer Höhe bleiben, in einer „Berggegend mit Kühen“, wie man im Französischen sagt, um eine gemäßigte Zone zu beschreiben. Er ist jedenfalls kein Mystiker oder Esoteriker.

Im Yogazentrum ertönt morgens um halb 5 ein tiefer und durchdringender Gong, drei Mal nacheinander. In der Halle setzt sich jeder auf ein Yogakissen, 80 auf 80 cm groß, mehr Platz hat man nicht für die nächsten zwei Stunden, danach gibt es eine Pause. Es gibt verschiedene Arten zu sitzen, Schneidersitz, Lotussitz oder wie man eben kann. Es geht nur darum, sich ganz gerade zu halten.

Text 4

Die Wirbelsäule weitmöglichst strecken, den Rest möglichst entspannen, das ergibt zwei Vollbeschäftigungen, etwa als würde man zwei zusammen-gespannte Pferde lenken, von denen jedes in eine andere Richtung ausscheren will. Das ist übrigens auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Yoga“: zwei Pferde oder zwei Büffel in das dasselbe Joch einspannen. (p.51)

Dabei soll man die Aufmerksamkeit ganz auf die Atmung richten und an nichts anderes mehr denken. Aber der Geist stiehlt sich ständig davon, und das Gedankenkaroussel dreht sich. Emmanuel Carrère denkt an seine Eltern, an seine Schulzeit, an Bücher, die er gelesen hat. Schließlich ist er in Gedanken bei einer Frau, die er die „Zwillingsfrau“ nennt, weil sie ihm eine Zwillingfigur geschenkt hat.

Sie waren beide in einem Yogakurs in einer kleinen Stadt am Genfer See. Er musste sie dort ständig anschauen und sie merkte es. Nach dem Kurs tauschten sie nur einen Blick und gingen dann beide ohne ein weiteres Wort in ein nahe gelegenes Hotel. Es folgt eine Sex-Szene, die er sehr detailliert beschreibt, als ein geradezu überirdisches Erlebnis, mit einem Gefühl von Nähe und Einssein, als wären sie nur noch eine Person. Das alles geht ihm während der Meditation durch den Kopf, ohne dass er darüber noch weiter nachdenkt.

Am zweiten Tag kündigt sich gleich am Morgen an, dass es mit dem Meditieren heute nichts wird. Er kann nicht stillsitzen, alle möglichen Schmerzen tauchen auf, eine Unruhe befällt ihn und auch Zweifel an dem, was er gerade tut. Diese Meditation und das Buch, das er darüber schreiben will, hat das überhaupt einen Sinn? Unmerklich erfasst ihn die Angst.

Text 5

Keine begründbare, benennbare Angst; das Konkreteste, was ich darüber sagen könnte, wäre: Ich habe Angst, auf dem falschen Weg zu sein. Ich spüre, dass ich auf dem falschen Weg bin. Ich weiß es noch nicht, ich rede mir ein, mein Leben läuft bestens, aber das stimmt nicht. Ich glaube mich immer mehr in Gefahr. Diese so kostbare Geschichte mit der Zwillingfrau, die ich für so gut und sogar für unschuldig gehalten habe, bedeutet Gefahr. Gefahr der Verlogenheit, der Zerrissenheit, des Doppellebens. Das Bild der Zwillinge ist eine Warnung. Ich glaube, ich habe mich verirrt. Ich bin an einem Punkt, an dem ich nicht sein sollte. An einem Punkt, an den ich nicht hätte gehen dürfen. (p.110/111).

Die Angst schnürt ihm die Eingeweide zu, er hat das Gefühl, dass ihn das Elend der ganzen Welt überkommt, und dann fließen die Tränen, Tränen ohne Ende, so scheint es ihm.

Am nächsten Tag, dem dritten des Kurses, macht es ihm überhaupt nichts aus, um 4.30 aufzustehen und seinen Platz in der Halle einzunehmen. Er fühlt sich wohl in seiner Haut und er fühlt sich gut bei der Meditation. Es ist völlig anders als am Tag vorher.

„Dies“, sagt er, „ist eine Grunderfahrung der Meditation: Was man festhalten will, entgleitet einem in dem Moment, in dem man es festhalten will.“ Er nennt es „das große Gesetz der Verwandlung“, das für alle Lebensbereiche gilt. Alles ist unbeständig, alles ist in ständiger Bewegung, so wie der Tag in die Nacht und die Nacht in den Tag übergeht. „Wir werden von diesem beständigen Strom mitgerissen, und es ist zwecklos, sich ihr entgegenzustellen“. Auch der gesunde Menschenverstand weiß das, wenn er sagt: „Auf Regen folgt Sonnenschein“.

II. 1825 Tage

Am vierten Tag des Kurses kommt ein Kurshelfer zu ihm und sagt, er müsse sofort mitkommen. „In den letzten Tagen sind in unserem Land schlimme Dinge passiert“, sagt der Kursleiter und liest den Namen „Bernard Maris“ von einem Zettel ab. Das ist ein Freund des Ich-Erzählers, der bei dem Attentat auf das Satiremagazin „Charlie Hebdo“ ums Leben gekommen ist. Emmanuel Carrère soll die Trauerrede halten, und dazu müsste er sofort nach Paris fahren. Einen Vipassana-Yoga-Kurs soll man keinesfalls unterbrechen, das kann schlimme Folgen haben, aber in diesem Fall muss der Seminarleiter gegen seinen Willen zustimmen.

Text 6

Die Fahrt zur nächsten Bahnstation dauert eine Dreiviertelstunde, bei absoluter Dunkelheit. Stockfinstere Dörfer, eine stockfinstere Straße, nicht ein Scheinwerfer eines entgegenkommenden Autos. Alles war in tiefste Dunkelheit getaucht, als wäre nach einer Katastrophe der Strom in der gesamten Gegend ausgefallen. Ich hatte mich auf den Beifahrersitz neben den Chauffeur gesetzt. einen korpulenten, schnauzbärtigen Mann meines Alters mit einem sehr freundlichen Gesicht. (...)

Als wir das Radio eingeschaltet hatten, schien sich die ganze Ungeheuerlichkeit des Ereignisses noch ausgeweitet zu haben. Nun war von Demonstrationen von mehreren Millionen Menschen in ganz Frankreich die Rede, Jeder, absolut jeder in Frankreich wusste, was passiert war, außer die etwa 100 Leute, zu denen ich eine Stunde vorher noch gehört hatte. Als ich ihm sagte, irgendwie sei es komisch für mich, mehrere Tage auf einem Kissen gehockt zu haben, während sich rund um uns die französische Version des 11.September 2001 ereignete, dachte er ein Weilchen nach, dann antwortete er mit einem gesunden Menschenverstand, für den ich ihm heute noch dankbar bin: „Aber wenn Sie es gewusst hätten, was hätte das geändert?“ (p.138/139)

In Paris trifft der Ich-Erzähler Hélène F., eine befreundete Journalistin, die Lebensgefährtin von Bernard Maris. Sie und Bernard waren erst seit 2 Jahren zusammen, nachdem er verwitwet war und sie eine Scheidung hinter sich hatte. Für beide war diese neue Beziehung etwas völlig Unerwartetes und ein großes Geschenk.

Hélène schien gefasst, stand aber die ganze Zeit wie neben sich. Es war ihr Wunsch, dass Emmanuel Carrère die Trauerrede halten sollte, als befreundeter Schriftsteller und Vertreter der Literatur. Bernard war Wirtschaftsprofessor, hatte eine tägliche Wirtschaftssendung im Radio, aber Literatur war das, was er am meisten mochte. In „Charlie Hebdo“ schrieb er über beides: Wirtschaft und Literatur. Er galt als ein Roter, aber er war ein komischer Roter: er gehörte sowohl der Leitung von Attac als auch dem Direktorium der französischen Zentralbank an.

Text 7

Bernard liebte gutes Essen, schöne Kleidung und große Tischrunden. So rot er auch war, er besaß viel: viele Bücher und auch viele Sachen, wie diesen teuren Pelzmantel, mit dem ihn Hélène gern aufzog und sagte, er sähe darin aus wie ein russischer Zuhälter. Er trug ihn auch am Tag des Attentats, aber im gerichtsmedizinischen Institut trug er ihn nicht mehr. (...)

Sie besuchte ihn dreimal dort. Am 10.Januar befand sich im Nachbarraum eine arabische Familie, vor allem Frauen und Kinder, die laut klagten und weinten. Jemand raunte ihr zu, das sei die Familie Kouachi. Am Vorabend hatte die GIGN (die französische Antiterror-Einheit) in einem Pariser Vorort die Brüder Chérif und Said Kouachi erschossen, die drei Tage zuvor Bernard und die elf anderen von „Charlie Hebdo“ ermordet hatten. Hélène gehörte nicht zu der Art von Leuten, die der Meinung sind, Kriminelle verdienen nicht, dass ihre Familien um sie trauerten. Trotzdem, zu wissen, dass die Leichen der Brüder Kouachi nur wenige Meter neben der von Bernard lagen, war seltsam gewesen. (p.148-150)

Hélène berichtet auch, dass Bernard eine Art Tagebuch hatte, in dem bei jedem Eintrag eine mysteriöse Zahl stand, z. B. vor ein paar Monaten die Zahl 1825. Irgendwann früher war er an Krebs erkrankt und diese Zahl war die Anzahl der Tage, die er vielleicht noch zu leben hatte. 1825 Tage wären 5 Jahre. Es waren dann viele Jahre weniger, als er gehofft hatte.

III. Geschichte meines Wahnsinns

Ein paar Mal trifft sich Emmanuel Carrère noch mit der Zwillingfrau, immer in einem Hotel, immer mit der Abmachung, dass keiner vom andern etwas erfahren soll, weder Nachnamen noch Adresse, Er dachte, „mit einer so klar umrissenen Liaison“ würde er sein Leben nicht in Gefahr bringen. „Inmitten der Leidenschaft wollte ich nicht sehen, dass die Depression und der Wahnsinn schon um die Ecke lauerten. Ich wollte das grausam wahre Sprichwort nicht hören: Wer zwei Frauen hat, verliert seine Seele.“

Dann kommt das Treffen, bei dem ihm die Zwillingfrau mitteilt, dass sie mit ihrer Familie bald sehr weit wegziehen wird, auf die Südhalbkugel, sagt sie nur. Er stellt sich vor, dass sie sich trotzdem weiterhin treffen könnten, ein oder zweimal im Jahr, bis ans Ende ihrer Tage, irgendwo auf der Südhalbkugel, sei es Neuseeland oder Südafrika.

Damit hat er den Bogen überspannt, das Schicksal herausgefordert. Rückblickend sieht er diesen Abend als den Beginn seines Zusammenbruchs. Was darf er über diese Zeit seines Lebens schreiben, was muss er verschweigen? Diese Frage muss er sich jetzt stellen, weil seine inzwischen geschiedene Frau darauf bestand, einen juristischen Vertrag mit ihm abzuschließen. Darin musste er sich dazu verpflichten, sie in seinen Büchern nicht mehr zu erwähnen.

Text 8

Von diesem Buch kann ich nicht sagen, was ich stolz von vielen anderen gesagt habe: „Alles darin ist wahr“. Ich muss manches ein wenig verdrehen, umstellen oder aussparen, vor allem aussparen, denn ich kann über mich sagen, was ich will, einschließlich der unvoreilhaftesten Dinge, aber nicht über andere. Ich nehme mir nicht das Recht und habe auch nicht den Wunsch, hier von einer Krise zu schreiben, die nicht das Thema dieser Erzählung ist, und deshalb werde ich durch Weglassen lügen und direkt zu den Auswirkungen springen, die diese Krise bei mir und zwar mir allein ausgelöst hat.

Denn es ist genau das passiert, von dem ich mir sicher war, dass es nicht mehr passieren würde. Mein Leben, das ich für so harmonisch und gefestigt hielt, war dabei, ins Verderben zu stürzen, und dieses Verderben rührte nicht von äußeren Umständen her wie einem Krebs oder irgendwelchen Kouachi-Brüdern, die plötzlich die Tür eintreten und alle mit einer Kalaschnikow abknallen, nein, es kam aus mir selbst. (p.164)

Dies ist die Stelle, wo der Leser mitten im Buch eine Lücke empfindet, einen Bruch in der Erzählung. Man kann natürlich vermuten, was hier fehlt: die Trennung von seiner Frau und die Trennung von der Geliebten. Stattdessen springt er übergangslos in einen neuen Abschnitt seines Lebens, in dem alles anders ist.

Sein „neues Leben“ beginnt damit, dass er bei einem Psychiater landet, Eine „bipolare Störung“ wird bei ihm diagnostiziert, d.h. die Höhen sind höher und die Tiefen tiefer, und zwischen beiden wird der Betroffene brutal hin und her geschleudert. Er hat jetzt eine eigene Wohnung und ist mutterseelenallein.

Unfähig an seinem Buch zu schreiben, sitzt er den ganzen Tag im Café und raucht Kette. Er vernachlässigt sich, trägt immer dieselben Klamotten, seine „Depressiven-Uniform“ nennt er es. Er zittert und lässt alles fallen, so eines Tages auch die Zwillingfigur. Sie zerbricht und er steht lange da und starrt auf die beiden Teile auf dem Boden. Jetzt ist endgültig alles kaputt.

Arbeit, denkt er, könnte die letzte Rettung sein. Er bekommt den Auftrag für eine Reportage im Irak. „Die Idee gefällt mir“, schreibt er, „und sie gefällt mir umso besser, da ich dort mit etwas Glück bei einem Autobombenattentat umkommen könnte.“ Aber für den Irak braucht man ein Visum, und das heißt monatelanges Warten und unzählige Besuche in der irakischen Botschaft.

Inzwischen geht es ihm immer schlechter, seine Schwester Nathalie macht einen Termin in der psychiatrischen Klinik Sainte-Anne, wo er sofort stationär aufgenommen wird. Vier Monate verbringt er dort. Zunächst wird er mit Ketamin behandelt, das ist eine Partydroge, mit der man „high“ werden kann, die aber auch eine anti-depressive Wirkung hat. Doch sein Zustand verschlechtert sich so sehr, dass er nur noch sterben will und deshalb kommt er in die geschlossene Abteilung. An die zwei Wochen dort hat er so gut wie keine Erinnerung.

Zurück auf der Normalstation gibt es immer noch keinen entscheidenden Fortschritt. Früher behandelte man die Leute mit Elektroschocks, eine Methode, die in Verruf geraten ist. Es gibt sie aber heute noch, unter einem anderen Namen und als allerletzte Therapie, wenn man keine andere Wahl mehr hat, und das ist anscheinend bei ihm der Fall. Er bekommt 14 solche Elektroschock-Behandlungen unter Narkose, und jedes Mal wacht er auf vor einem Plakat von Raoul Dufy, das völlig vergilbt da an der Wand hängt. Dieses harmlose Bild wird für ihn zum Inbegriff des Horrors.

Text 9

Dieser Strand, dieses Plakat, dieses Bild ist für mich das traurigste Spektakel der Welt, und nicht nur das traurigste: das furchteinflößendste. Ich hoffe, es niemals wiederzusehen. Dieses Plakat, dieses Bild, dieser Strand war das Erste, was ich sah, wenn ich nach dem Elektroschock im Aufwachraum wieder zu mir kam. Es ist seltsam, aber meine Liege war immer so ausgerichtet, dass ich beim Aufwachen immer, wirklich immer, auf diesen Strand der Normandie und auf diese Damen in Reifröcken blickte, die ihre Kinder in Matrosenkleidung beaufsichtigten. Es ist seltsam, aber so ist es. Und ich erinnere mich an jedes Erwachen in diesem Raum als einen Moment von unerträglicher Verzweiflung. (p.206/207)

Die Behandlung, zusammen mit den Medikamenten, zeigt Erfolg, es geht ihm langsam besser. Er wird entlassen, und die Ärzte haben nichts gegen die Irak-Reise einzuwenden. Inzwischen ist es fast Sommer, und die nächste Station nach dem Irak ist die griechische Insel Patmos. Dort im eigenen Haus, in einer paradiesischen Umgebung und in der Gesellschaft von Freunden will er sich erholen und wieder ins normale Leben zurückfinden. Doch das Gegenteil ist der Fall. Unruhe befällt ihn, Angst vor einem erneuten Absturz, Die Schönheit der Umgebung irritiert ihn. Er liegt da und starrt an die Decke und die Freunde schauen ihn besorgt an.

Es ist das Jahr 2015, die Zeit der Flüchtlingskrise, Tausende strömen an die griechischen Küsten, auf die Inseln. Eine befreundete Journalistin kommt auf Besuch, sie erzählt, was sich auf der benachbarten Insel Leros abspielt, und sie erzählt von einer amerikanischen Historikerin, die aus Amerika gekommen ist, um zu helfen.

Text 10

Während wir ihr zuhören, schämen wir uns ein bisschen für unsere Sorglosigkeit, die die Sorglosigkeit von Leuten ist, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen und in weißes, elegant zerknittertes Leinen gekleidet vor allem damit beschäftigt sind, den passenden Strand für den Tag auszusuchen. Ich sage mir, vielleicht bietet mir das Schicksal eine zweite Chance, um mir selbst zu entkommen. Und so laufe ich am nächsten Morgen mit einer Tasche, ein paar Klamotten und meiner Mappe zum Hafen und gehe an Bord der Fähre nach Leros, wo mich Frederica erwartet, (p.217)

IV. Die Jungs. Les Garçons.

Am Hafen von Leros erwartet ihn Frederica oder in Kurzform Erica, eine über 1.80 große kräftige Frau von ungefähr 60 Jahren mit dichtem grauem Haar in einem eleganten Kleid. Sie drängt ihn sofort zur Eile, die Schreibwerkstatt, die sie leitet, beginnt in einer halben Stunde.

Auf der Fahrt sieht man Container, Stacheldrahtzäune und Polizeiposten, nirgends ein Baum, nur die pralle Sonne, Schließlich kommen sie zu einem weitläufigen Gebäudekomplex, der früher die psychiatrische Anstalt für alle umliegenden Inseln war. Hier in einem der Gebäude befindet sich das Pikpa, ein besonderes Flüchtlingscamp auf Leros, ein Vorzeigeprojekt für gefährdete Flüchtlinge. Drinnen ist es hell und sauber, Kinder rennen herum und spielen Fangen, und man sieht viele junge Freiwillige aus ganz Europa. Er hat sofort das Gefühl, am richtigen Ort zu sein.

Im Unterrichtsraum, der auch der Schlafrum ist, sitzen die vier Teilnehmer schon am Tisch. Emmanuel Carrère beobachtet sie während des Unterrichts und beschreibt sie mit viel Empathie: zwei Siebzehnjährige aus Afghanistan, Atiq, offen und lebhaft, Hamid, schön und melancholisch, wie Alain Delon in jungen Jahren, die beiden Jüngsten, Mohammed und Hassan, ängstlich und verschlossen. Atiq, der am besten Englisch kann, übersetzt für die andern. Das Unterrichtsthema ist: „Der Abend vor meiner Abreise“. Atiq liest vor, was er geschrieben hat: Er war ein glücklicher Junge, als ihm plötzlich gesagt wird, er müsse am übernächsten Tag nach Europa aufbrechen, ein Onkel in Belgien habe für seine Reise bezahlt. Er weint, aber es ist unabänderlich. Als Atiq fertig ist mit seinem Bericht, fängt Hassan, mit 15 Jahren der Jüngste, plötzlich an, laut zu weinen und schlägt immer wieder seinen Kopf auf den Tisch. Erica nimmt ihn in den Arm und alle versuchen, ihn zu trösten. Hassan ist völlig allein, erzählen die andern, er hat weder Eltern noch Verwandte.

Emmanuel Carrère lernt jetzt das Leben im Pikpa kennen. Er unterhält sich mit einigen der Freiwilligen und betreut mit Erica die Schreibwerkstatt. Er raucht und trinkt viel, macht aber auch Yoga und meditiert, was gut für ihn ist. Wieviel Zeit

bei alledem vergeht, bleibt völlig unklar, es könnten Tage, Wochen oder Monate sein. Seine Frau wird später sagen, es seien nur einige Tage gewesen.

Mit Erica führt er viele Gespräche, sie erzählt ihm aus ihrem Leben. Sie war Professorin für mittelalterliche Geschichte und kam nach Europa wegen einem Mann, der sie aber sehr schlecht behandelt hat. Jetzt ist sie ohne Einkommen und völlig allein, außer einem Sohn in Australien, den sie seit Jahren nicht gesehen hat. Es gibt noch verschiedene andere Geschichten aus Ericas Leben, die er an einer späteren Stelle als die einzigen erfundenen Stellen in seinem Buch bezeichnet. Es geht ihm immer darum, dass in seinen Büchern alles wahr sein soll, aber bei diesem Buch ist eben vieles anders.

Er überlegt sich dauernd, was er den Jungen schenken könnte. Von Geld wird ihm dringend abgeraten. Dann fällt ihm ein, dass Hassan als einziger kein Mobiltelefon hat und beschließt spontan, ihm eins zu kaufen. Dass das den andern gegenüber eine Ungleichbehandlung ist, diesen Gedanken schiebt er im Moment beiseite. Er findet einen Telekom-Laden und kauft ein Telefon. Kaum ist er im Pikpa angekommen, sagt man ihm, dass Hassan verschwunden ist, auch alle seine Sachen sind weg. Wo könnte er sein? Vielleicht als blinder Passagier auf einer Fähre wie so viele andere. Und danach entweder im Gefängnis oder in einem schlechteren Lager. „Angst beschleicht uns“, schreibt er, „Wir hatten nicht vorgehabt, für Hassan zu beten, doch genau das tun wir jetzt.“

Dann bekommt Erica eine Mail von einer humanitären Organisation, die ihr vorschlägt, einen Psychologen hinzuzuziehen, man mache sich Sorgen über ihre Methoden in der Schreibwerkstatt. Auch die Jungen scheinen nicht mehr motiviert. Vielleicht ist diese „Laientherapie“ doch nicht das Richtige. Erica und der Ich-Erzähler diskutieren lange hin und her

An einem Nachmittag sitzt Emmanuel Carrère mit Atiq in einem Café am Meer, und Atiq erzählt ihm drei volle Stunden lang die Geschichte seiner Flucht, mit vielen entsetzlichen Einzelheiten. Da gab es zum Beispiel eine tagelange Fahrt, in eisiger Kälte, stehend auf der Ladefläche eines Lastwagens, wo sich 30 Leute zusammendrängten, ohne die kleinste Lücke zwischen ihnen, wie Hühner in einer Legebatterie. Emmajuel Carrère schreibt alles auf, und es werden 10 Seten Text daraus, wobei er noch nicht weiß, was er damit machen könnte.

Kurze Zeit darauf sagt Erica, sie wolle zu ihrem Sohn nach Australien fahren, und sie beschließen, mit den Jungen ein Abschiedsfest zu feiern. Emmanuel wird der Gastgeber sein und alle einladen. Es wird ein richtiges Gelage. Die Jungen haben sich chic gemacht und genießen das außergewöhnliche Ereignis. Auf den Fotos, die sie ihm später schicken, sieht man ihre Freude und Aufregung. Zuerst trinken sie etwas auf der Terrasse eines der besten Hotels von Leros, wobei die Kellnerin überhaupt nicht über diese Art von Gästen begeistert ist und die Bestellung nur widerwillig aufnimmt.

Text 11

Während des ganzen langen Apéritifs sprechen wir über ihre Zukunft, allerdings in einem anderen Ton als im Pikpa. Dort über sich zu sprechen ist, als mache man eine Aufgabe in der Schule, hier ist es ein normales Gespräch.

Atiq sucht auf dem Handy die Adresse des Restaurants in Brüssel, in dem sein Onkel arbeitet. Mein Blick bleibt an einem Namen hängen: Molenbeek. (...)

Nun ist dieser Name Molenbeek aber, zumindest zu der Zeit, von der ich spreche, dafür bekannt, ein Hort von Dschihadisten zu sein. Dieser Ruf, und das ist fürchterlich, wird natürlich der Mehrheit der Einwohner nicht gerecht. (...) Trotzdem kann ich mich in diesem Moment des Gedankens nicht erwehren, dass es in einer Gruppe von so liebenswerten Jugendlichen wie den unseren auch einen geben könnte, der es vielleicht irgendwann nicht mehr aushält, überall herumgeschubst und wie ein Hund behandelt zu werden und sich radikalisiert. wie man so sagt, und der sich in die Luft jagt und möglichst viele Leute mit ihm. (p.287/288)

Nach dem Aperitif gehen sie zum Essen in ein gutes Restaurant und dann gemeinsam zum Hafen. Der stille und schüchterne Mohammed klammert sich an Erika. Sie besteigt die Fähre, die langsam in der Dunkelheit verschwindet. Alle sind jetzt traurig, am meisten Mohammed, aber auch der Ich-Erzähler, der Erica wirklich gerne mag.

Nach Ericas Abreise wird die Schreibwerkstatt zu einem Englischkurs mit Aufsätzen über harmlose Themen. Später macht er mit den Jungen Tai-Chi-Übungen, was ihnen großen Spaß macht. Ohne offizielle Anmeldung wird die Schreibwerkstatt zu einem Tai-Chi-Kurs.

Es sind jetzt ruhige Tage, in denen er vor allem viel schläft. Nach dem Pikpa am Vormittag geht er zum Strand, sitzt im Café und hängt seinen Gedanken nach. Angst und Schrecken sind nicht ganz aus seinen Gedanken verschwunden, aber sie sind nicht mehr so bedrohlich. Er schreibt: „Es ging mir schlecht, aber besser. Ich fühlte mich weit weg von allem, wie in einen toten Arm meines Lebens gefallen und doch auf seltsame Weise in Sicherheit.“

V. Ich sterbe immer noch nicht

Dieser Satz ist ein Zitat aus dem Brief eines 8-jährigen Jungen an seine Großmutter während der russischen Säuberungen 1936. Eine andere Übersetzung wäre: „Ich lebe immer noch“.

Dieser letzte Teil des Buchs hat abschließenden Charakter, mehrere Themen werden zu Ende gebracht. Irgendwann verabschiedet er sich von den Jungen und reist aus Leros ab. Aus Facebook weiß er, dass Atiq und Hamid es nach Europa geschafft haben. Von beiden gibt es Fotos, auf denen sie froh und glücklich aussehen: Atiq bei seinem Onkel in Belgien, Hamid bei seinem Bruder in Bayern.

Dann berichtet er von einer Buchmesse in Mexiko im Jahr 2017, wo er zusammen mit Paul, seinem Verleger und Freund, ein paar schöne Tage verbringt. Kurze Zeit darauf stirbt Paul an einem Herzinfarkt. 35 Jahre war er sein Verleger, ein Verleger mit Herzblut, mit einer ganz großen Liebe zu Büchern, unabhängig davon, ob sie ihm viel oder wenig einbrachten. Jetzt muss sich der Ich-Erzähler einen neuen Verleger suchen.

In der Abflughalle eines Flughafens sieht er plötzlich die Zwillingfrau, die ganz in der Nähe an der Kaffeebar steht. Sie setzt sich hin, mit dem Blick zu ihm. Er ist sich sicher, dass sie ihn auch sieht und dass ein Gedankenstrom zwischen ihnen hin und her geht, aber es gibt keinerlei Kontakt. Seither hat er sie nicht mehr gesehen.

Das vorletzte Kapitel widmet er seiner inzwischen geschiedenen Frau, aber ohne ihren Namen zu nennen. Er spricht sie nur mit „du“ an, aber aus dem Zusammenhang wird klar, wer gemeint ist. Es ist das einzige Mal, dass er sie in diesem Buch erwähnt, und es sind liebevolle Worte, die er über sie schreibt. Trotzdem wird sie es als einen Vertragsbruch bezeichnen. Er zitiert zunächst einen Abschnitt aus seinem eigenen Buch, das er vor 12 Jahren geschrieben hat.

Text 12

“Und dann habe ich mich für dich entschieden, und wir haben uns füreinander entschieden. Du bist hier, bei mir, und wenn ich morgen sterben müsste, könnte ich sagen, mein Leben war erfüllt“.

Ich muss mich entschuldigen, dass ich mich selbst zitiere. Dies stammt aus meinem Buch „Alles ist wahr“. Ich habe es vor 12 Jahren geschrieben. Ich habe damals nicht nur von ganzem Herzen und aus tiefster Seele geglaubt, was ich schrieb, ich habe es auch in den zehn folgenden Jahren fest geglaubt und es waren die besten meines Lebens. Ich wusste, dass eine solche Liebe selten ist und dass derjenige, der sie nicht behütet, zur Reue und zum bitteren Geschmack der verpassten Chance verdammt ist. (p.337)

Im allerletzten Kapitel seines Buchs ist er mit einer jungen Frau auf einer Wanderung, es ist ein schöner Frühlingstag und er ist glücklich. Er weiß zwar, dass irgendwann „Dufys Strandbild auf ihn wartet“, aber an diesem Tag ist es ihm egal, er ist glücklich zu leben.

Die Rezensenten sind sich uneins, was sie mit diesem Schlusskapitel anfangen sollen. Ich würde sagen: es ist ein absolut offenes Ende. Die Zukunft wird beides bringen, Gutes und Schlechtes, das ist sein Verständnis von Yoga.

Der Skandal um das Buch

Schon vor Erscheinen des Buchs hat die Ex-Frau des Autors bemängelt, dass er die vertraglichen Verpflichtungen, die er zugesagt hat, nicht eingehalten habe. Der Erscheinungstermin wurde verschoben und er war gezwungen, das Buch nochmals umzuschreiben und einiges zu streichen. Zahlreiche Gerüchte begannen zu zirkulieren, über den Vertrag, über die Zensur seiner Ex-Frau und über die Streichungen. Auch nach dem Erscheinen des Buchs brodelte die Gerüchteküche, auch internationale Zeitungen begannen darüber zu schreiben. Das Buch war inzwischen für den Prix Goncourt nominiert, galt als der Favorit und erreichte die höchsten Verkaufszahlen jenes Jahres.

Dann im September gab es eine neue Entwicklung, die das Mediendrama eskalieren ließ. Seine Ex-Frau, selbst eine bekannte Journalistin, ergriff das Wort und veröffentlichte einen Zeitungsartikel, in dem sie ihren eigenen Standpunkt darstellte. Sie warf ihm vor, dass er sie trotz allem als einen „Schatten“ in seinem Buch behalten habe. Damit kann sie nur diese letzte Passage meinen, wo er auf ihre gemeinsame Zeit zurückblickt. Außerdem, schrieb sie, entspräche nicht alles, was er schreibt, der Wahrheit, vieles davon diene nur der „Selbstbeweihräucherung“.

Jetzt überschlugen sich die Medienberichte, auch die Skandalblätter beteiligten sich eifrig. In Folge davon nahm die Jury des Prix Goncourt den Roman aus dem Rennen, da man die Nähe zu einem Skandal vermeiden wollte.

Emmanuel Carrère selbst äußerte sich nicht mehr zum Skandal. Er erhielt im Jahr darauf einen großen spanischen Literaturpreis, den „Prinzessin-von-Asturien-Preis, der als spanischer Nobelpreis gilt und hoch dotiert ist. In den folgenden Jahren erhielt er weitere Preise für eine journalistische Arbeit über den großen Prozess gegen die Terroristen des Jahres 2015 und für einen Roman über seine Familie.

Abschluss

Das Buch polarisiert stark, es wird kritisiert und auch begeistert gelobt. Die einen finden es nicht gut, dass Realität und persönliches Erleben so stark vermischt werden, andere sehen in Carrère „den Begründer eines ganz neuen Genres jenseits der Autofiktion“. Von manchen wird der „Patchwork-Charakter“ des Romans kritisiert, andere finden es gut, dass so viele aktuelle Themen zur Sprache kommen.

Mir persönlich gefällt, wie das Buch geschrieben ist, eine leicht dahinfließende und bildhafte Sprache, die oft ironisch oder selbstironisch und mit Zitaten gespickt ist. Manche Kapitel über Yoga fand ich allerdings etwas mühsam zu lesen.

Die Jury des Prinzessin-von-Asturien-Preises begründete ihren Preis mit folgenden Worten: „Emmanuel Carrère ist ein Autor, der unermüdlich die Realität seziert und ein genaues Bild unserer heutigen Gesellschaft zeichnet. Damit übt er einen großen Einfluss auf die zeitgenössische Literatur aus.“

Brigitte Dobler-Coyle